

„... ihr und mir zum Trotz“

Warum ich noch nicht aus der Kirche ausgetreten bin

■ CORNELIUS HELL



Cornelius Hell, Autor, Übersetzer und Literaturkritiker, Gestalter zahlreicher Radiosendungen, diverse Lehraufträge an österreichischen Universitäten. Studium der Theologie und Germanistik, 1993–2002 Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes Österreich, 2002–2008 Redakteur der „Furche“. Publikationen u. a. über E. M. Cioran, Imre Kertész, Milo Dor und Thomas Bernhard.

Auf meinem Schreibtisch liegt seit Jahren das Gebetbuch meiner Urgroßmutter. Sie ist die Letzte aus der Ahnenkette, die für mich über mündliche Erzählungen erreichbar ist. Als Hebamme war sie eine angesehene Frau im Salzburger Dorf Rußbach am Paß Gschütt. Ich freue mich, dass ich über dieses Gebetbuch noch einen Kontakt zu ihr habe. Ich darf es nicht öffnen, denn dann ist es vorbei mit der Freude. Die Diktion, die Servilität, in der da gebetet wird, aber vor allem auch, worum da gebetet und worum nicht gebetet wird... Der ganze Bereich der Sexualität ist natürlich nur negativ belegt. Solange ich das nicht lese, kann ich mich über das Gebetbuch der Urgroßmutter freuen.

Seit meiner Jugend bin ich zwischen Nähe zum und Abstoßung vom Katholizismus hin und hergerissen. In meiner Studienzeit ging ich über den Salzburger Domplatz und sah auf der Domfassade das violette Graffito: „Kathodln“. Ja, dachte ich, so muss man es denen hineinsagen! Bis mir auffiel, dass meine Situation ziemlich komisch war: Ich studierte ja Theologie und war halbtags als Studienassistent an der katholisch-theologischen Fakultät beschäftigt. Ich musste mir sagen: Bist selber ein alter Kathodl.

Durch die Affäre Groer wurde für mich die Frage virulent: Soll ich, muss ich nicht aus der katholischen Kirche austreten? Wie kann ich es verantworten, in diesem System weiter zu bleiben, Kirchensteuer zu zahlen, eine Funktion auszuüben (ich war damals mit 15 Wochenstunden als Generalsekretär des KAVÖ angestellt)? Ähnliche Verbrechen wurden zwar auch in anderen Institutionen und Organisationen begangen, doch kaum irgendwo ist man damit so fahrlässig und zynisch gegenüber den Opfern umgangen wie in der katholischen Kirche unter Johan-

nes Paul II., der moralisch so rigoros war, wenn es um „einfache Gläubige“ ging. Er ist für mich ein besonders widerwärtiger Papst – trotz all des Großen, das er geleistet hat. Das Bild des alten Mannes an der Klagemauer oder sein großer Schritt, als erster Papst eine Synagoge in Rom zu besuchen, sind auch für mich unvergesslich. Aber den Schaden, den er angerichtet hat, halte ich für enorm. Gleich nach seinem Amtsantritt hat er mit der Praxis gebrochen, heiratswilligen Priestern eine Laisierung zu ermöglichen. Damit hat er sie und ihre Beziehungen in die Heimlichkeit getrieben, weil sie ja, wenn sie nicht mehr als Religionslehrer oder in der kategorialen Seelsorge arbeiten durften, keine anderen Beschäftigungsmöglichkeiten hatten.

Eine ebenso widerwärtige Hinterlassenschaft des Pontifikates von Johannes Paul II. ist die Enzyklika „Sapientia christiana“ mit ihren Regelungen für die katholisch-theologischen Fakultäten und Hochschulen. Sie hat festgesetzt, dass die Zustimmung zur Berufung von Theologieprofessoren nicht mehr (wie bis dahin üblich) vom Ortsbischof erfolgen darf, sondern in Rom entschieden werden muss. So wird der Ortsordinarius als Marionette Roms in dem vom Konkordat geregelten Prozess missbraucht. Und seither greifen die Denunziationen um sich. Man macht sich kaum Vorstellungen, wie viele Personen da im Vorfeld vernadert werden, und wie viele – etliche kenne ich persönlich – dann von Rom eigens bestellte Artikel abgeliefert haben: in Diözesanblättern, in theologischen Zeitschriften, wie eben von Rom gewünscht. Auch „liberale“ Bischöfe haben sich als Boten Roms missbrauchen lassen und Kandidatinnen und Kandidaten für eine Professur klar gemacht, dass sie diesen oder jenen Artikel zu publizieren

Der Text ist aus Elementen von Vorträgen am 18. November 2012 vor dem Lainzer Kreis und am 24. April 2013 im Haus der Begegnung in Innsbruck entstanden.

hätten, um akzeptiert zu werden. Dieses Vorgehen ist ein grober Missbrauch des Wissenschaftsverständnisses eines säkularen Staates, der die Theologischen Fakultäten finanziert.

Unter Johannes Paul II. ist es für mich in der katholischen Kirche immer enger geworden. Vor allem eine Frage wurde unabweisbar: Wie kann man sich für Demokratie und freie Meinungsäußerung einsetzen oder als Intellektueller eine Debattenkultur einfordern und sich an ihr beteiligen und gleichzeitig einer Organisation angehören, die von einem voraufklärerischem Obskuranten geleitet wird, der am Ende des 20. Jahrhunderts die Diskussion über die mögliche Priesterweihe von Frauen einfach verbieten will. Mehrmals habe ich mir die Pressekonferenz ausgemalt, auf der ich diese Gründe für meinen Kirchenaustritt detailliert darlege. Es war nicht nur das taktische Problem, dass man dieses Pulver nur einmal verschießen kann, das mich von diesem Schritt zurückgehalten hat.

Dass ich ihn noch nicht getan habe, hängt auch mit meiner Biografie zusammen. Ich bin vaterlos aufgewachsen und habe nur von meinem sechsten bis zehnten Lebensjahr das Gefühl einer intakten Familie gehabt: beim Pfarrer meines Dorfes und seiner Köchin. Er war ein konservativer Benediktinerpater, der seinen Habit nicht einmal zum Eisstockschießen auszog. Er war die einzige Vaterfigur meines Lebens, er hat mich im richtigen Alter bei sich aufgenommen. Er hat mit mir Schwammerl gesucht, Kartoffel geerntet und Mühle gespielt. Wenn ich es jetzt am Computer spiele, sitze ich eigentlich immer noch am Pfarrhaustisch vor dem gelben Kuvert mit dem Pfarrstempel und den schwarzen und weißen Knöpfen aus der Nähschachtel der Köchin. So habe ich oft gedacht: Erst wenn ich zum Grab von Pater Cölestin gehen und ihm sagen könnte, warum ich aus seiner Kirche austrete, dann könnte ich diesen Schritt tun.

Aber es ist doch etwas komplizierter. Ich habe mich für die Phase des magischen Katholizismus in meiner Kindheit vor allem im Theologiestudium oft geschämt. Trotzdem war es das Beste, was mir passieren

konnte. Was hätte denn sonst die psychische Bühne meiner Kindheit bevölkert? Ein großes Glück dabei war, dass es eine gesunde Balance zwischen Allmachts- und Ohnmachtsgefühlen vermittelt hat: Auf der einen Seite kam alles vom lieben Gott und war Gnade, auf der anderen Seite musste und konnte man in diesem magischen System sehr viel tun: die Messe besuchen, den Ablass beten ... (Ich hatte damals noch kein Sparbuch, aber mein Ablasskonto war immer im Plus.) Karl May und der katholische Himmel haben meine Kindheit bevölkert. Wenn ich das heute auf Formeln reduziere, so waren es die lateinischen Wandlungsworte und der Name von Winnetous Pferd, die fröhlich durch meine Kindheit geisterten. Ich habe natürlich mit diesem Milieu auch ein großes Glück gehabt, denn in der Dorfgemeinschaft hätte man so einen wie mich ganz sicher nicht gebraucht. Wo hätte ich überhaupt einen Firmpaten gefunden? Um mich hat sich niemand gerissen. So ist der Ziehbruder der Köchin, die auch eine schwere Familiengeschichte hatte, mein Firmgöd geworden. Das ist die „Familiengeschichte“, die mich an den Katholizismus bindet.

Doch meine Katholizismus-Erfahrungen sind äußerst ambivalent. Meine Erinnerungen an das Salzburger Borromäum sind geprägt vom schlimmsten Menschen, den ich in meiner Jugend kennengelernt habe, ein Priester – mein Klassenvorstand und Lateinlehrer. Er war ein Typ wie Gott Kupfer in Friedrich Torbergs Roman „Der Schüler Gerber“. Wenn er nur gekonnt hätte, hätte er alles gegen mich unternommen. Da ich in Latein gut war, mussten wir koexistieren; außerdem war ich dann Schulsprecher. Aber wir waren durch einen intimen Hass verbunden, und ich habe als Student noch immer von ihm geträumt. Ich wäre so gerne bei seinem Begräbnis gewesen, um zu sehen, dass er endlich tot ist.

Andrerseits habe ich auch wunderbare Priesterfiguren kennengelernt. Der katholische Konservatismus war damals, als er noch quasi „natürlich“ war, nicht menschenfeindlich, und seine Vertreter waren keine obskuren und aggressiven Außenseiter wie die Bischöfe, die Johannes

■ Erst wenn ich zum Grab von Pater Cölestin gehen und ihm sagen könnte, warum ich aus seiner Kirche austrete, dann könnte ich diesen Schritt tun.

■ Ich möchte mich nicht selbst verachten, dass ich so war und das katholische Milieu gebraucht habe, um gedeihen zu können, noch möchte ich jene verachten, die mir das ermöglichten.

Paul II. gegen die katholische Kirche Österreichs aufgeboten hat. Vor über 15 Jahren hatte ich ein schräges Erlebnis: Als ich bei meiner Mutter in Salzburg übernachtete, kam frühmorgens ein Anruf für mich. Ins Badetuch gewickelt saß ich auf dem Bett, und es meldete sich eine Stimme – extrem verlangsamt in der Diktion –, die ich nicht erkannte: „Cornel, ich habe heute in der Messe deiner gedacht.“ Es war am 16. September, meinem Namenstag, und der Anrufer war mein ehemaliger Musik- und Orgellehrer. Er erzählte mir, dass er nach einem Herzinfarkt und einem Schlaganfall im Altenheim sei, und sagte dann: „Aber weißt du, ich kann noch jeden Tag in meinem Zimmer die Messe feiern.“ Ich sah ihn wieder vor mir mit seiner Virginia, dem strengen römischen Kollar und seinem Sportwagen – ein faszinierender Außenseiter – und fragte mich lange, woran ich eine so glühende Freude haben könnte, wenn ich in seinem Zustand in einem Altenheim säße.

Einmal hat mich ein Kollege im ORF gefragt: „Ist dir das alles nicht manchmal zu blöd, du mit deinen Pfarrern?“ Es wäre für mich so einfach, darauf antworten zu können: „Ich bin ja ausgetreten, das alles geht mich nichts mehr an.“ Aber dann müsste ich ja auch mein Leben umschreiben. Es wäre ein bisschen zu simpel, wenn ein alter Kathode wie ich, dem der Katholizismus, um ein Bild von Heimito von Doderer zu variieren, wie aus einem umgestülpten Eimer den Kopf herunter rinnt, aus der Kirche austritt und dann glaubt, jetzt ist alles erledigt. Ich weiß allerdings nicht, was noch kommt. Ich kann mir schon vorstellen, dass mich die katholische Kirche zwingt, aus ihr auszutreten. Zum Beispiel, wenn sie Johannes Paul II. auch noch heiligspricht.

Aber es verbindet mich einiges mit dem Christentum katholischer Prägung; etwa das, was Adolf Holl einmal „Kultur der Güte“ genannt hat – eine Kultur des Erbarmens, der Nächstenliebe, des Auf-den-Anderen-Schauens. Das ist allerdings etwas hoch Ambivalentes, nichts eindeutig Positives. Die Kehrseite, die ich an mir selbst bemerkt habe, ist, dass man daraus auch sehr schnell herausfallen kann oder die

Bedrohung spürt, herausfallen zu können. Oft hatte ich in katholischen Kreisen das Gefühl: Wenn sie alles von mir wüssten, dann wollten sie mich nicht mehr. Wie oft habe ich als Jugendlicher in katholischen Kontexten meinen Vater sterben lassen, nur um nicht mehr erzählen zu müssen, dass ich ihn nicht kenne. Später kehrte dasselbe Gefühl beim Messbesuch wieder: Wenn sie wüssten, dass ich geschieden und wiederverheiratet bin, würden sie mich davonjagen von ihrer Kommunion. Seit ich die Eucharistie aufgegeben habe, geht es mir besser.

Doch das katholische Milieu hat auch eine gewisse Beißhemmung – man wird nicht so schnell zu Tode gebissen. Zwei Dinge darf man in diesem triebgehemmten Milieu nicht sagen: Erstens, dass man Macht haben oder dass man Karriere machen will. Denn da sind immer alle am Dienen, und der oberste „Diener“ nennt sich „Servus servorum Dei“. Das zweite ist, dass man in diesem System Sexualität verleugnet – vor allem dort verleugnet, wo sie „ungefiltert“ zutage tritt. Zugespitzt gesagt: Wenn die Liebe nicht dabei ist, dann tendieren KatholikInnen dazu, sie sich herbeizulügen, denn ohne Liebe darf sie ja nicht sein. Das ist der gefährliche Boden, auf dem auch die Missbräuche gediehen sind.

Ich weigere mich aber, das trieb- und aggressionsgehemmte katholische Milieu lächerlich zu machen, denn ich weiß, dass ich es zu bestimmten Zeiten gebraucht habe. Ich bin mit vielen Ängsten aufgewachsen, Ängsten vor Menschen, Ängsten komisch zu wirken... Ich möchte mich nicht selbst verachten, dass ich so war und das katholische Milieu gebraucht habe, um gedeihen zu können, noch möchte ich jene verachten, die mir das ermöglichten. Auch das hindert mich am Kirchenaustritt.

Trotzdem ist es mir im katholischen bzw. religiösen Milieu sehr oft zu eng. Das beginnt schon damit, dass die religiösen Menschen, vor allem, wenn sie gruppenweise auftreten, sehr oft das Gefühl vermitteln: Es gibt nichts Wichtigeres im Leben als den Glauben (pathetisch mit langem au gesprochen). Auch kirchenreformerische Kreise finden oft kaum mehr für etwas an-

deres Zeit als für die Kirche, sie lesen kein Feuilleton mehr, geschweige denn Literatur. Davor graut mir, und außerdem möchte ich mich eher dort engagieren, wo ich glaube, dass ich in meinem Leben noch Ergebnisse erleben werde. Das denke ich mittlerweile bei der Kirche nicht mehr. Ich unterschreibe für jedes Reformanliegen, aber ich möchte meine Zeit nicht mehr dafür verwenden.

Vor Jahrzehnten habe ich einen kleinen Essay geschrieben: „Ich möchte (nicht nur) Christ sein“. Ich glaube, dass das Christentum nicht auf alles eine Antwort hat. In vielen Fällen genügt das Schlagwort der konziliaren Liturgiereform: „Zurück zu den Wurzeln!“. Vieles ist gelungen und vieles würde gelingen, wenn der Katholizismus zu diesen Quellen zurückkehrte. Wir hätten eine demokratischere Kirche, in der Bischöfe gewählt und nicht von Rom ernannt würden; wir hätten Frauen zumindest als Diakone, denn diese hat es in der Urkirche sicher gegeben. Doch beim Thema Sexualität glaube ich, dass schon die Quellen verdorben sind. Es lässt sich auch gut erklären, warum das Urchristentum mit seiner apokalyptischen Grundierung auf Familiengründung und Fortpflanzung verzichten wollte und daher auch Sexualität bekämpfen musste. Doch diese Erklärungen helfen nicht weiter.

Mein Dissens mit dem Katholizismus hat jedoch noch eine grundsätzlichere Dimension: Ich kann die behäbige Selbstverständlichkeit des Glaubens an einen „persönlichen Gott“ nicht ungebrochen teilen. In folgender Anekdote um den Theologen und Philosophen Franz Schupp, dem 1975 in Innsbruck die kirchliche Lehrerlaubnis

entzogen wurde, finde ich mich gut wieder. Bischof Paulus Rusch soll ihn gefragt haben: „Glauben Sie überhaupt an Gott?“ Worauf Schupp entgegnete: „Kommt darauf an, was man unter Gott versteht.“ Darauf Rusch ungehalten: „Ja, ja, aber glauben Sie?“ Schupps lapidare Antwort: „Kommt darauf an, was man unter glauben versteht.“

Warum ich der katholischen Kirche trotz allem noch anhöre, kann ich am besten mit einem abgewandelten Satz von Albert Camus sagen. Im dritten Band seiner Tagebücher findet sich der Eintrag: „Diese Linke, der ich anhöre, ihr und mir zum Trotz.“ Ich habe das für mich umgeschrieben in: „Diese Kirche, der ich anhöre, ihr und mir zum Trotz.“ Denn es gibt in der katholischen Tradition auch Elemente, die ich für mich als produktive Provokationen empfinde. ■

■ Ich kann die behäbige Selbstverständlichkeit des Glaubens an einen „persönlichen Gott“ nicht ungebrochen teilen.



ApPro, Le buffet du sein, jean! mixed media, 2011